**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
**Band:** 53 (1997)
**Heft:** 5

**Artikel:** Eine Summa Grammaticae
**Autor:** Bleiker, Jürg
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-421758

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Eine Summa Grammaticae

## Zu Hans Glinz: «Grammatiken im Vergleich» *)

*Von Jürg Bleiker*

Das fast tausendseitige Werk fordert durch Umfang, Konzeption, Inhaltsfülle und Sichtweite grössten Respekt; nur schon seine Organisation zeugt von enormem Durchhaltevermögen bei der Erarbeitung dieser Summa Grammaticae, die gleichermassen auf Wissenschaft und Schulpraxis ausgerichtet ist, was ja stets die Arbeiten von Glinz ausgezeichnet hat.

Das Deutsche nimmt den Hauptteil in Anspruch, die andern Sprachen (übrigens mit gelegentlichen Ausblicken ins Schweizerdeutsche und ins Griechische) werden jeweils kontrastiv angefügt. Der Gesamtaufbau ist mit dem Untertitel des Buches «Formen – Bedeutungen – Verstehen» bereits skizziert. Ein gewaltiges Kompendium! Ausführliche Langtitel, viele Querverweise und ein ausführliches Register erleichtern den Zugang, so dass ein partielles, problembezogenes Arbeiten möglich wird (das gesamthafte Durchlesen erfordert bei diesem Umfang einigen Aufwand). Ebenfalls herauszustreichen ist die stets auf leichte Verständlichkeit bedachte Sprache; durch das häufige, ausführliche Durchexerzieren von längeren Beispielen in gewissenhafter und oft kurzweiliger Art wird zudem immer wieder eine konkrete Verständnisprüfung ermöglicht.

Eine Besprechung kann bei einem solchen Werk nicht kurz ausfallen und wird dennoch vieles kaum streifen können. Ich habe daher eine persönliche Auswahl getroffen; meine Anmerkungen sind sozusagen als Notizen bei der Lektüre zu verstehen. Sie beruhen vorwiegend auf meinen Erfahrungen bei der Vermittlung von Deutsch und Latein am Gymnasium.

Zwei Grundzüge – stark vergröbert skizziert – werden mit dem gesamten grammatischen Werk von Glinz verbunden:

1. Eine Betrachtungsweise des Deutschen, wie es sich heute präsentiert, ohne «Rücksicht» auf seine Entwicklung, ohne «Umsicht» auf die verwandten und beeinflussenden Nachbarsprachen. Dieser (faszinierende und ergiebige) methodische Ansatz ist freilich nur eine Sichtweise; Glinz selber hat schon früher und mit diesem Buch nun erneut diese Sichtweise bestärkt.
2. Die grundsätzliche Unterscheidung von Form und Bedeutung, die auch in der Terminologie nie vergessen werden darf.

*) Hans Glinz: Grammatiken im Vergleich. Deutsch-Französisch-Englisch-Latein. Formen-Bedeutungen-Verstehen. Reihe Germanistische Linguistik RGL. Studienbuch. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1994. 962 Seiten, Fr. 84.–.

Die folgenden Anmerkungen setzen diese Grundsätze voraus und greifen einige Fragen auf, die ich nach den gängigen grammatikalischen Begriffen sortiert habe.

## Zu den Wortarten

*Artikel*

Die Gründe, die Glinz vorbringt, den Artikel nicht mehr als selbständige Wortart, sondern nur noch als Unterart der Pronomina zu bezeichnen, sind nicht überzeugender geworden. Dass *der/die/das* (oder bei Glinz in etwas preziöser Häufigkeitsreihung *die/der/das*) sonst je nach ihrer Verwendung bald als Pronomen, bald als Artikel bezeichnet werden müssten, ist kein Unglück; z.B. englisch *run* oder *light* gehören auch verschiedenen Wortarten an. Wenn schon, hätte ich aber lieber (nach J. Erben) den Ausdruck bestimmender statt bestimmter Artikel.

*Adverb*

Das berühmte Satzadjektiv, das im Clinch liegt mit dem Begriff Adverb: Weil formal kein Unterschied vorliegt zwischen «der Jubel war laut» und «sie jubelten laut», soll nach Glinz auch kein Wortartenunterschied gemacht werden. Natürlich weiss er, dass die andern Sprachen in solchen Fällen eine sichtbare Adverbform im Gegensatz zum Adjektiv setzen. Durch diese Gleichstellung von *laut* in jedem Fall geht jedoch dem Deutschen nun das «Adverb» ganz durch die Latten; nur als «Partikel» (in den als Adjektiv unmöglich brauchbaren Fällen wie *oft, hier*) fristet es noch ein trübseliges Dasein. Der Unterschied zwischen den beiden *laut* kommt zwar erst in einem überformalen Bezug zum Vorschein; das ist aber kein echter Nachteil, und der Unterschied wird auch von jedem Schüler leicht begriffen.

Konsequenter wäre es, wenn schon, die beiden *laut* als Adverbien gleichzusetzen, zu «sein» oder zu «jubeln» (was natürlich auch seine Konsequenzen hätte); aber nur schon der historische Ausblick, der zeigt, wie das Deutsche aus lautgeschichtlichen Gründen die ehemalige Adverbendung -o verloren hat, so dass es zu formalem Zusammenfall von Adjektiv und Adverb gekommen ist, würde manches entspannen.

*Verb*

Der (nicht von Glinz stammende) Begriff «Futur II» ist für das Deutsche ein Paradebeispiel einer ungünstigen Bezeichnung, wogegen er im Lateinischen (neben Futurum exactum) durchaus brauchbar ist. Er suggeriert nämlich einen Inhalt (irgend etwas Zukünftiges), von dessen Besonderheit man aber dann doch nichts formulieren kann (daher die blosse Zahl), und er betrifft Fälle wie «Ich habe keine Bedenken, die werden die Achterbahn schon geprüft haben, sie ist bestimmt gefahrlos» – also eine Vermutung in bezug auf eine Handlung der Vergangenheit, gar nicht der Zukunft. Aber der von Glinz verwendete Terminus «Futur zum Perfekt» ist wohl auch noch nicht das Ei des Kolumbus.

## Zu den Satzgliedern

*Attribut*

Glinz sagt, wie mir scheint etwas mitleidig: «In der herkömmlichen deutschen Grammatik hat man für alle Bestandteile, die in einem Gefüge mit einem Kern bzw. einem Grundteil verbunden sind, nur den Begriff ‹Attribut›. Dieser Begriff muss also für die folgenden zwölf Typen von Gefügeteilen gelten: Begleitpronomen, begleitendes Adjektiv/Partizip, Abschluss-Genitiv, Anschluss-Präpokasus, Anschluss-Zuordnungskasus, Anschluss-Partikel, Anschluss-Adjektiv, Adjektiv/Partizip oder Partikel oder Pronomen oder Adverbialkasus oder Präpokasus in einem Vorschaltgefüge.» Abgesehen davon, dass die oben gegebene Attribut-Definition zu weit ist, denn sie passt auch auf Formen wie «er kommt heim», erweist sich der von Glinz propagierte Verlust des Oberbegriffs zugunsten der 12 Unterbegriffe, bei doch jedem Schüler einleuchtendem gleichem Grundbezug, als nachteilig. Mit den «alten» fünf Trittsteinen Subjekt – Prädikat – Objekt – Adverbiale – Attribut lässt sich in der Praxis eben doch weitgehend ein erkennbarerer Weg durchs grammatische Moor finden; auch über dieses ist's freilich manchmal «schaurig zu geh'n».

*Adverbiale*

Was vorhin beim Attribut ausgeführt wurde, liesse sich parallel beim Begriff «Adverbiale der Art und Weise» zeigen; auch dort wird ein einziger Sammelbegriff aufgefächert, was seine Leistung zwar wunderbar zeigt, aber nicht einleuchtend macht, warum der Oberbegriff gekippt werden soll.

*Präpokasus*

Dass dieser Terminus nicht recht ankommen will, mag an Folgendem liegen: Zunächst ist er sprachlich wüster Plattenbau. Zudem soll er ja nicht ausdrücken, dass nach Präpositionen, logisch meist unbegreiflich (es ist ja nicht einzusehen, warum *durch* den Akkusativ, *bei* den Dativ «verlangt»), irgendwelche Kasus gesetzt werden – insofern wäre der Ausdruck «Präpokasus» noch praktisch –, sondern er ist dann eine Art Satzglied mit vielen Funktionen und liesse sich jedesmal schadlos auch durch «präpositionale Wendung» o.ä. ersetzen. Als «Satzglied» torpediert der Begriff jedoch die Unterscheidungsmöglichkeit von präpositionalem Objekt und Adverbiale, wobei doch ohne weiteres einleuchtet, dass «er wartet auf den Freund» und «er klettert auf den Berg» infolge des unterschiedlichen Sinninhalts von *auf* verschieden zu werten sind.

## Zum Satzbau

Mit dem aus den andern Sprachen entnommenen Begriff «Proposition» für eine eigenständige grammatisch-strukturelle Einheit, die unter Umständen (z.B. Grussformel, Anrede, «Ja!») auch ohne Subjekt und Verbform auskommen kann, bietet Glinz eine methodisch sehr sinnvolle Erweiterung der Bedeutungsmöglichkeiten des deutschen «Satzes». Weniger einleuchtend erscheint mir dagegen die Erweiterung des Begriffs «Hauptsatz»: jeder Satz, von

dem ein anderer Satz abhängt, sei, von diesem aus gesehen, eben ein Hauptsatz, auch wenn er selber schon von einem andern abhänge; also sei in «Ich weiss, *dass er den Mann kennt*, der auf dem Bänklein sitzt» der kursiv gedruckte Teil sowohl ein Hauptsatz als auch ein Nebensatz. Die von Glinz ebenfalls angeführte Gliederung in Nebensatz 1., 2., 3. Grades usw. ist schlanker.

*Konjunktiv*
Tatsache ist, dass in manchen Nebensätzen der Konjunktiv, der als Indiz indirekter Rede dienen kann, im heutigen Sprachgebrauch durch den Indikativ abgelöst wird. Nicht völlig klar ist mir allerdings, wieso Glinz etwa die Sätze «er hat mir gesagt, dass er einverstanden ist» und «er hat mir gesagt, dass er einverstanden sei» beide als «vollkommen korrekt» bezeichnet und nachdoppelt «Man akzeptiert also (beide Sätze) genau gleich».

## Wertungen

Manches in den Sprachen «ist einfach so», und mit Recht weist Glinz mehrfach nachdrücklich auf dieses irritierende Verhältnis hin; wer im Deutschen einen Artikel verwechselt (die Mond) oder falsch konjugiert (er schwimmte) oder Endungen verfehlt (in einem altem Buch), der «kann einfach nicht Deutsch» – ganz egal, ob jedermann eigentlich alles verstanden und begriffen hat. Dieser autoritäre Terrorismus lässt sich in allen Sprachen finden, und die nicht nur kindliche Frage «warum???» schlägt sich geschichtlich dann in den Entwicklungen zu Vereinfachungen nieder. Dennoch berührt es ein wenig merkwürdig, wenn ohne weitere Begründung gesagt wird, Formen wie die Imperative nehme, lese «sollte man doch vermeiden». Ich bin zwar einverstanden, aber warum eigentlich? Andrerseits kann ich als Schulpraktiker und Sprachbenützer die Aufforderung von Glinz, Fehler als eine Chance, als eine Einsichtsmöglichkeit in sprachliche Strukturen zu sehen und nicht als Korrektions- und Blossstellungsmaterial auszukosten, nur unterstreichen. Dem Grammatikunterricht wird damit viel von seinem (oft nicht unverdienten und selbstverschuldeten) Schrecken genommen.

*anscheinend / scheinbar*
Glinz schreibt: «Es gibt Sprachkritiker und Lehrer, die einen scharfen Unterschied haben wollen zwischen *scheinbar* und *anscheinend*, nämlich: ‹Er hat sich scheinbar getäuscht› = aber in Wirklichkeit nicht, ich glaube es nicht – gegenüber ‹Er hat sich anscheinend getäuscht› = Ich glaube es, er hat sich wirklich getäuscht. Diese Feinheit wird aber von vielen – auch sehr gepflegten (!) – Schreibern meistens gar nicht beachtet, und es gibt kein Gegenstück dazu in den andern Sprachen.» – Vom unterschwellig Mitschwingenden einmal abgesehen, scheint mir die Differenzierung anders zu liegen: scheinbar = es sieht so aus, ist es aber nicht; anscheinend = es sieht so aus, aber wie es wirklich ist, weiss ich nicht. Und diese Differenzierung bietet meines Erachtens doch eine willkommene sprachliche Unterscheidungsmöglichkeit.

## Zur Sprachgeschichte

Es ist offensichtlich, dass für Glinz der Ist-Zustand spannender ist als die Frage «woher?». So sagt er zum Beispiel bei der Betrachtung der Wochentagsnamen und ihrer Etymologien: «Für das Bewusstsein der heutigen Sprachteilhaber haben aber solche Herkunftsgeschichten keine Bedeutung – man fragt in der Regel gar nicht nach der Herkunft der Wörter für so selbstverständliche Begriffe.» Meine Erfahrung läuft da etwas anders. Andrerseits putzt er den heute gewiss von vielen gemachten Zusammenhang zwischen *dicht* und *dichten / Dichter / dichterisch* dann doch mit dem (an sich korrekten) Hinweis auf die Etymologie weg; wobei gerade hier anzumerken wäre, dass die gegenwärtige Wirkung und die geschichtliche Herkunft sich ja nicht zu decken brauchen. Schade finde ich auch, dass die Interjektionen mit ihrer faszinierenden ursprachlichen Schicht – wie schön, einen Chinesen zu verstehen, wenn er, als Ausdruck plötzlicher Einsicht, «aja!» sagt – so schnöd beiseite gestellt werden: «Im Rahmen der Grammatik braucht man sich nur am Rande mit ihnen zu befassen.»

## Sprachreform

Das Buch ist vor der Orthographiereform herausgekommen. Es ist daher besonders interessant, die klugen Ausführungen zur Satzzeichensetzung im Deutschen (S. 42ff) mit den Neuerungen zu vergleichen. Da findet sich kein Plädoyer für eine «Regelvereinfachung», weil Glinz zu Recht die strukturbedingte deutsche Kommasetzung, einmal erfasst, als logisch stimmig erachtet.

## Zu den andern Sprachen

*Englisch*

Bei der Darstellung der Anführungszeichen für direkte Rede hätte auf die englische Besonderheit hingewiesen werden können, bei längeren, in Abschnitte geteilten direkten Reden jeweils nur die Anfänge dieser Abschnitte, die aber immer wieder, mit Anführungszeichen zu versehen. Das Schlusszeichen kommt nur einmal, am endgültigen Schluss.

Schulpraktisch sinnvoll wäre auch ein Hinweis auf den Unterschied in der Zeitbezeichnung, etwa bei einem unpünktlichen Schüler: deutsch *zu spät*, englisch «nur» *late*. Was lässt sich nicht alles daran anhängen!

Glinz weist auf das Schwanken zwischen *who* und *whom* als Entsprechung von «wen» hin («Wen sahen sie gestern?»); korrekt sei *whom*, aber in gesprochener Sprache verwende man meistens *who* («Who did you see yesterday?»). Dazu wäre auf das Eindringen einer Objektform in die Subjektform hinzuweisen beim durchaus üblichen «it's me/him/her».

*Latein*
Nicht nachvollziehbar erscheint mir Glinz' Behauptung: «Propositionen mit einem Partizip als Kern werden in den lateinischen Grammatiken allgemein als Nebensätze betrachtet». Dass sie gelegentlich mit Nebensätzen übersetzt werden können, darf ja als Begründung wohl nicht genügen. Auch ist es nicht ausreichend, immer wieder auf die freie Wortstellung des Lateins hinzuweisen: Die grössere Bewegungsmöglichkeit der lateinischen Wörter wird dermassen intensiv zu einer geradezu architektonischen Struktur benützt, dass von «frei» nicht die Rede sein kann; wenn man das einmal kapiert hat, muss man auch nicht «mühsam Wörter zusammensuchen».

**Spannender Abschlussteil**

Im letzten Teil werden schon durch die Inhaltsangaben grosse Erwartungen geweckt: Es geht um «die Speicherung von Sprachbesitz im Gehirn», «Erst und Fremdsprache – was wird getrennt eingelagert, was ineinander verzahnt» usw. Glinz verweist ehrlicherweise immer darauf, wie wenig man darüber Bescheid weiss und wie sehr man auf Annahmen angewiesen ist; das schmälert den Wert solcher Hypothesen natürlich in keiner Weise. Dass dabei vor allem Kindersprache, krankhafte Veränderungen und Selbstbeobachtung eingesetzt werden, zeigt, wieviel anregendes Material oft direkt vor der eigenen Nase liegt. Ein wenig mager fällt der Ertrag unter dem vielversprechenden Titel «zur neuronalen Speicherung graphischer Wortgestalten neben den Wortlautungen und Bedeutungen» aus, wo eigentlich nur bleibt, dass die Erstsprache des (Klein)kindes akustisch, die Sekundärsprachen auch optisch (denn wenn's soweit ist, kann man lesen) erfasst werden.

Zur Frage, ob verschiedene Sprachen einander stören oder stützen, differenziert Glinz überzeugend: Die phonetisch-akustische Aneignung gelingt am besten bei möglichst ausschliesslichem Gebrauch einer Sprache; für den grammatisch-strukturellen Teil jedoch ist es höchst dienlich, Parallelwissen aufrufen zu können und zum bewusstmachenden Vergleich einzusetzen.

Erhellend sind auch die Feststellungen zum «Aufbau der Person-Identität, die Stabilisierung des ‹Ich›». Daraus erklären sich z.B. Selbstgespräche, «Beichten», Erzählungen (mit dem endlosen «und dann sagte sie ... und dann sagte ich... und dann sagte sie...»), die gereizte Reaktion («Man sagt nicht..., sondern man sagt...») auf einem selber nicht geläufige Wörter oder Wendungen usw.; hier lässt sich faszinierendes Material finden.

Dieses Buch ist ein Grosswerk, das man immer wieder mit Gewinn zur Hand nehmen kann; man erfährt viel, und es regt stets an zu Gedanken, zu Widerspruch und Einsichten.